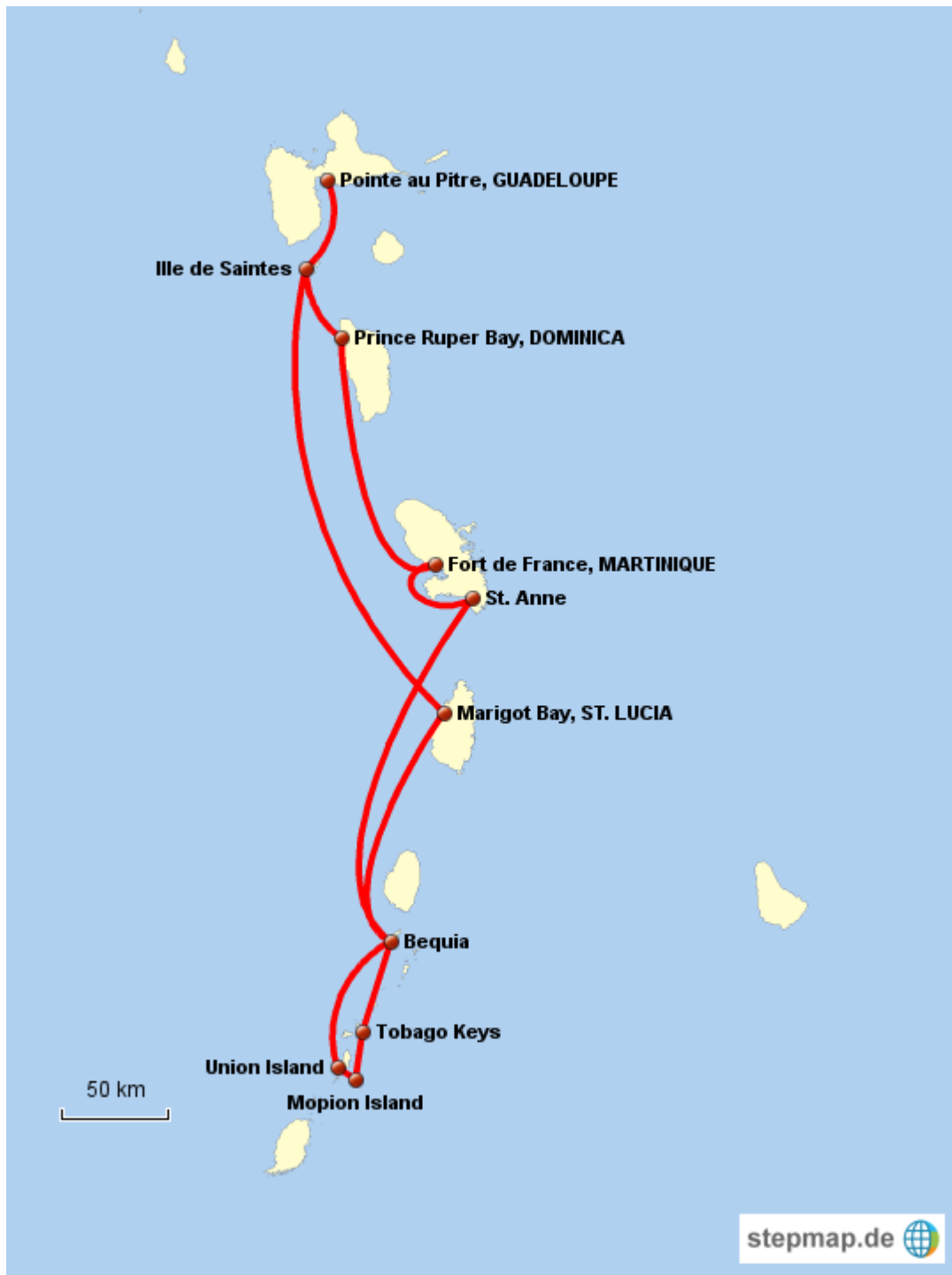


Karibik Reise 1988

Karibik Reise mit der FREYDIS II vom 26. Februar bis 24. März 1988



Reisebericht

05:45 Uhr, der Radiowecker schaltet sich ein. Draußen ist es noch stockfinster. Fünf bis zehn Minuten zum Wachwerden, dann raus aus der warmen Koje. Achim rührt sich noch nicht. Wir haben zwar nicht lange geschlafen, aber ich bin überhaupt nicht müde. Denn heute geht es los in die Karibik!

Die Planung für diese Reise lief schon seit Herbst 1986. Damals war ich mit der „Freydis“ gerade von Grönland und Spitzbergen zurückgekommen und Erich Wilts hatte große Pläne mit seinem Schiff. Im Sommer 1987 wollte er wieder in Eis nach Spitzbergen, im Herbst sollte das Schiff dann über Spanien, Kanaren und den großen Teich in die Karibik gesegelt werden. Von Januar bis Mitte Mai würden fünf Crews je vier Wochen Zeit haben, dem europäischen Winter zu entfliehen, danach sollte es über die Bermudas, Neufundland, Grönland und Island wieder zurück nach Hause gehen.

Wir waren vom 26.02. bis zum 24.03.1988 dran. Und wir, das waren als Skipper ich, Uwe Hollenbach (24), sowie Dieter (29), Achim (24), Sibylle (29), Jürgen (39), Gertraud (27) sowie Silke (22) und Heiner (49) als Crew. Bis auf Achim, den ich seit 1982 aus der Jugendabteilung des Kieler Yacht Clubs kenne, waren alle Anderen über Erich Wilts Anzeigen in YACHT und SEGELN zur Crew gestoßen. Insgesamt waren wir eine gute Mischung aus See- und Jollenseglern, hatten drei Ärzte und einen großen Bastler an Bord, und passten auch vom Alter her gut zusammen. Mit Achim und Jürgen hatte ich schon mal ein Wochenende auf der „Freydis“ gesegelt, Jürgen war außerdem bei den Frühjahrsarbeiten in Leer dabei gewesen. Vor der Reise hatten wir uns einmal im November in Hannover, und dann noch einmal im Januar in Hamburg getroffen um uns kennen zu lernen und Vorstellungen über den Reiseverlauf auszutauschen. Wir hatten alle etwa die gleichen Wünsche: Sonne, Surfen, Baden, Schnorcheln, Segeln, und das alles ohne einen Terminplan.

Heute also sollte es losgehen. Nachts hatte es geschneit und die Autos schlichen über die Straßen. Es war glatt und kalt. Gut, dass Achim schon gestern gekommen war und nicht am Abreisetag auf den glatten Straßen nach Hamburg rutschen musste. Christine, eine Hamburger Bekannte, holte uns um 06:30 Uhr ab und brachte uns zum Flughafen. Sibylle, Jürgen, Gertraud und Dieter waren bereits da, Silke und Heiner würden von Hannover aus nach Paris fliegen. Start in Hamburg im Schneegestöber, und in einigen Stunden sollten wir bei 25°-30°C in der Karibik sein, wir konnten es noch kaum glauben. In Paris stießen planmäßig Silke und Heiner zu uns, nachmittags ging es mit einem Jumbo der Air France weiter in Richtung Wärme. Wir hatten Glück, das Flugzeug war höchstens zu einem Drittel besetzt und wir hatten reichlich Platz. Gegen 18:30 Uhr Ortszeit, es war bereits dunkel, landete unser Vogel in Pointe au Pitre auf Guadeloupe. Es dauerte noch einen Moment, bis die Luke geöffnet wurde, dann konnten wir aussteigen. Es war herrlich warm, die Sonne war schon untergegangen und brannte einem noch nicht auf den Pelz.

Auf dem Flugplatz mieteten wir uns gleich ein Auto, um am nächsten Tag einfacher einkaufen zu können, luden den Großteil unseres Gepäcks dorthinein und die Crew in zwei Taxis, die uns den Weg zum Hafen zeigen sollten. Man fährt hier aber etwas temperamentvoller als zu Hause, so dass Heiner und Achim in unserem Mietauto

abgehängt wurden. Nach kurzer Zeit waren wir aber wieder vereint und konnten auf der „Freydis“ einziehen. Der Empfang an Bord war allerdings etwas kühl, ich hatte schon das Gefühl, wir wären versehentlich eine Woche zu früh eingetroffen oder so. Zusammen waren wir für diese Nacht dreizehn Personen an Bord, so dass fünf an Deck (zwei im Cockpit, drei auf dem Vorschiff schlafen mussten.

Am nächsten Tag wurde es kurz vor 06:00 Uhr schlagartig hell, und der Zeitverschiebung wegen waren wir zu der Zeit auch schon wach. Jetzt konnten wir eigentlich erst richtig sehen, wo wir gelandet waren. Eine moderne Marina, etwas außerhalb von Pointe au Pitre an der Straße nach Gousier gelegen, mit Bootswerft, Appartements, Boutiquen, Bistros und Restaurants um das Hafenbecken herum gruppiert, und der Eingang zum Hafengelände und zu den Waschräumen (!) von bewaffneten Guards gesichert. Viele moderne Charteryachten, erstaunlich viele Mehrumpfboote darunter, Blauwassersegler, Palmen am Ufer...

Bei der Übergabe des Schiffes die erste (und hoffentlich einzige) Überraschung: unsere Vorcrew hatte uns Proviant, angeblich für die Eisetappen, für insgesamt DM 2.450,- hinterlassen und wir sollten den kaufen. Schon vor dem ersten Tag war die Bordkasse um ein Drittel geschrumpft, irgendwie wieder „Freydis“-typisch, dass man nicht vorgewarnt worden war. Natürlich bekommt man das Geld hinterher von der nächsten Crew wieder, aber wenn das eingezahlte Geld nicht gereicht hätte? Ich als Student kann mein Konto nicht so weit überziehen!

Vormittags fuhren Heiner, Jürgen und Sibylle zum Supermarkt um einzukaufen, während ich bei der Bank gegenüber versuchte, Euroschecks einzutauschen. Der Bankmensch begutachtete erst die Schecks von allen Seiten, dann sehr genau die Scheckkarte und meinen Ausweis. Hinter mir hatte sich bereits eine Schlange gebildet und mein Fall wurde erst einmal bei Seite gelegt. Schließlich wurde ein zweiter und noch ein dritter Kollege zu Rate gezogen, aber letztendlich bekam ich doch mein Geld. Nach dem Einkauf waren wir um weitere DM 1.000,- ärmer. Nachdem wir den Proviant an Bord verstaut hatten fuhren wir mit Ennos Crew zusammen in die gegenüberliegende Bucht zum Baden und abends verabschiedeten sich unsere Vorgänger in Richtung Flughafen, wir waren unter uns.

Am Sonntagmorgen mussten wir erst mal Ordnung in unser Chaos unter Deck bringen. Mit Gertrauds Hilfe als Dolmetscher überredeten wir dann den Hafenkapitän, Euroschecks anzunehmen und klarierten aus. Da ich kein Sterbenswörtchen Französisch spreche hatte ich etwas Bammel vor solchen Behördengängen gehabt, aber so war alles ganz einfach. Bevor wir uns zum Tanken verholten machten wir noch eine Einweisung in die Technik: Toilette, Seeventile, Signalmittel, Feuerlöscher, Motorbedienung, Rettungswesten und Rettungsboje.

Dann ging es endlich los. Eingedenk Ennos Erzählungen von Sturm, Brechern und drittem Reff versuchten wir es erst mal mit Fock 1 und einem Reff, aber der Passat war heute ausgeschaltet. Zuerst etwas Flaute aus NE, später aus WSW. Zum Glück war der Himmel bedeckt, so dass wir noch einen Tag Galgenfrist hatten, uns an die Sonne zu gewöhnen. Gelegentlich fiel ein kühlender Schauer vom Himmel, aber wir mussten hier im Passat fast die gesamte Strecke zu den Ille de Saintes motoren, um noch im Hellen anzukommen!

Eigentlich wollten wir in einer kleinen Bucht im Nordwesten von Terre de Haut ankern, die hatte Folkmar uns empfohlen, aber dort lag man dermaßen unruhig und eng, so dass wir uns vor der Insel gegenüber, der Ilet a Cabrait, hinlegten. Der Anker fiel auf acht Meter Wassertiefe in Glasklares Wasser, man konnte ausgezeichnet sehen, wie der Anker sich (halb) eingegraben hatte. Dann noch einmal schnell ins Wasser gejumpt, aber es war schon zu dunkel, um unter Wasser noch etwas zu sehen.

Eine halbe Stunde später war die Sonne untergegangen und Achim, Silke und ich setzten uns aufs Deckhaus und freuten uns am hell scheinenden Mond und an einigen Sternbildern, die wir wiedererkannten. Achim konnte Silke sogar dazu überreden, ihre Gitarre in Gang zu setzen. Nach dem Abendessen spielte Gertraud darauf weiter und sang auch etwas dazu. Für uns Nordeuropäer, die wir bisher weder im Mittelmeer noch hier in der Karibik gesegelt hatten, war das ein unglaublicher Abend. Sternenhimmel, 25°C laue Luft und leise Gitarrenmusik.

Der Abend hätte eigentlich auch ganz friedlich ausklingen können, wenn Jürgen in diesem Augenblick größter Zufriedenheit nicht seinen angestauten Frust über Umweltverschmutzung, Atomwirtschaft und Kernwaffen loswerden musste. Mir ging es eigentlich ganz ähnlich, war mir doch selbst gerade der Film „The Day After“ eingefallen, der sehr deutlich die Situation der Menschheit nach einem begrenzten atomaren Krieg beschreibt, aber ich hatte keine Lust, diese unheimlich schöne Stimmung zu zerstören.

Der nächste Tag war als Badetag eingeplant. In einem schmalen Streifen unter Wasser vor der Insel konnte man schon eine vielfältige Fisch- und Pflanzenwelt beobachten. Schwärme von kleinen, fingerlangen Fischchen, die einem direkt vor der Nase herumschwammen. Dann die platten, hochkant schwimmenden Fische in knallrot, schwarz, gelbgestreift oder verschiedenfarbig gepunktet. Bizarr geformte Hirnkorallen, Seeigel mit ihren langen, dünnen Stacheln und dann dieses glasklare Wasser und der türkisfarbenen schimmernde Boden im Schein der Nachmittagssonne.

Jürgen, Dieter und Gertraud machten die Surfbretter klar und führten uns vor, wie die Sache funktioniert. Nachmittags fing auch Achim an zu üben. Zuerst noch an einer langen Leine gesichert, später aber auch schon in freier Fahrt. Er hatte vorher noch nie auf solch einem Trittbrett gestanden und war wohl selbst am meisten überrascht, wie gut es schon klappte. Der Platz auf dem Deckhausdach entwickelte sich zum Renner, sobald es dunkel

wurde. Man konnte sich dort bequem gegen den Großbaum lehnen und den Sternenhimmel beobachten. Und es war auch der beste Platz, an dem Silke mir eine Massage machen konnte. Bei einem Glas Rotwein kamen wir uns näher und ich glaube, wir waren dabei, uns ineinander zu verlieben.



Das erste Mal auf einem Surfbrett

Am Dienstag brauchten wir uns wieder nicht besonders zu beeilen. Bis in die Prince Rupert Bay auf Dominica sind es nämlich nur 20 Meilen. Die Überfahrt war so, wie wir uns die Karibik vorgestellt hatten: raume Vollzeugbrise und Sonne satt. Zwischen den Inseln hatten wir sogar relativ wenig Seegang, wohl wegen der flauen Winde an den Tagen vorher. Aber selbst unter diesen idealen Bedingungen ließ sich unser Polareisbrecher „Freydis“ nicht zu mehr als fünf Knoten Fahrt überreden.

Nach ungefähr vier Stunden Segelei bei Bilderbuchwetter bogen wir in die Prince Rupert Bay ein. Wir waren noch über eine Meile vom Ufer entfernt, da preiten uns auch schon Chris und Andrew an, zwei Schwarze, die mit uns eine Fahrt auf dem Indian River machen wollten. Eine halbe Meile weiter rief uns Friday an, der uns auch seine Dienste anbot und uns in seinem Boot bis zum Ankerplatz begleitete. Als der Anker gefallen war, hingen noch zwei Boote am Heck, die uns „Business“ anboten: Spaghetti und Clive. Viele meinten, es gelte „first boat – first service“, aber Enno hatte uns berichtet, das stimme nicht. Und so hatte ich mir nichts dabei gedacht, Friday und Spaghetti als Führer für den Indian River anzuheuern und uns von Clive Obst und Gemüse bringen zu lassen. Nachdem wir nun glücklich alle Kletten los geworden waren kamen Chris und Andrew wieder angerauscht. Sie hatten erst noch tanken müssen und beschwerten sich, dass nicht sie den Trip in den Indian River machen konnten. Ich bestellte die Streithähne also auch zu morgen 13:00 Uhr ans Schiff, dann sollten sie selbst entscheiden, was passieren sollte.

Nachdem wir diesen Krampf hinter uns hatten fuhr Jürgen mich mit dem Beiboot in die Stadt zum einklarieren und abends besuchte uns Alfred vom „Sunshine Village“ im Norden der Prince Rupert Bay. Folkmar und Enno hatten schon von ihm berichtet. Vor fünf Jahren war er mit seiner Frau, eigenem klapprigen Kümo, Baumaschinen und Baumaterialien der (ehemaligen) eigenen Firma hierher ausgewandert, war 14 Tage später Besitzer dieses sieben Hektar großen Geländes und begann die Hotelanlage

„Sunshine Village“ aufzubauen. Inzwischen gibt es dort mehrere Bungalows und ein kleines Restaurant mit Bar, später soll noch eine eigene Marina dazukommen.

Am Mittwochmittag stand die große Diskussion mit den Jetty-Boys an, aber die löste sich zum Glück von ganz alleine. Friday hatte ein lohnenderes Objekt ergattert, Chris und Andrew kamen kurz vor 13:00 Uhr und sicherten sich so die ihnen „zustehende“ erste Fahrt und Spaghetti machte dann die zweite Fahrt. Die Fahrt mit Spaghetti war etwas enttäuschend. Zwar zeigte er uns genauso viel wie Chris und Andrew unserer anderen Crewhälfte, aber wir wurden das dumme Gefühl nicht los, „wie ein dummer Tourist in den Wald gestellt“ zu sein, wie Achim sich ausdrückte. Die Vegetation am Ufer des Indian River war allerdings einmalig. Bizarre Wurzeln, grüner Urwald, ruhiges Wasser und Vogelgezwitscher. Mit Außenborder fuhr uns Spaghetti flussaufwärts bis zu einer Bananenplantage, besorgte uns Kokosnüsse und Grapefruits, auf dem Rückweg wurden wir nach mehrmaliger Aufforderung dann gnädigerweise gerudert.

Abends besuchten wir Alfred in einem Restaurant „Regenschirm“. Wir aßen eine Kleinigkeit und probierten unsere ersten karibischen Getränke: **Pinacolada** (Rum, zerstoßenes Eis, Kokoscreme, Ananassaft, Sahne) und den berühmten **Planters Punch** (Rum, Grapefruit und Limonensaft, Sirup). Ausgezeichnet die Getränke, aber auch gefährlich, weil man die Umdrehungen nicht schmeckt.

Am nächsten Morgen ging es um 9:00 Uhr los zur Inselrundfahrt. Unser Führer war Alex. Alfred hatte ihn uns vermittelt und er hatte auch schon Ennos Crew über die Insel begleitet. Zuerst durch die Stadt hindurch, dann in westlicher Richtung durch die Berge auf die andere Seite von Dominica. Der Pflanzenreichtum war unglaublich. Die Insel war völlig grün, Palmen wachsen dort wie bei uns die Tannen. Gelegentlich hielten wir an, um Photos zu machen und während dieser Stops verpflegte uns Alex mit Bananen, Kokosnüssen oder Grapefruits oder erklärte uns, wie Kaffee und Kakao wachsen. Die Kaffeebohnen sind einzeln oder zu zweit in einer Hülle und sind von einer schleimigen Substanz umgeben, die leicht nach Kaffee schmeckt. In der Kakaofrucht befinden sich ungefähr zehn Bohnen, die sich auch in einem weißen Glibber befinden. Der schmeckt allerdings nicht nach Kakao, sondern fruchtig-süßlich.



„Unsere Badewanne“ im Urwald

Der Höhepunkt der Fahrt war aber das Bad in einer riesigen natürlichen Badewanne. Wir hatten Glück und hatten die Wanne eine halbe Stunde lang nur für uns, aber kurz zur Beschreibung: Der Weg führt durch den Urwald, nach fünfzig Metern geht es das erste Mal über einen kleinen Bach, man hört einen Wasserfall rauschen. Nun geht es bald einen steilen Weg bergab; er ist von riesigen Farnen gesäumt und es herrscht Zwielicht, dass man kaum noch fotografieren kann. Noch ein zweites Mal geht man über eine Brücke über den Bach, der Weg wird zum Pfad, und nach einem letzten dicken Baum steht man vor dem Wasserfall, der aus etwa 20 m Höhe in ein 30 m x 30 m großes Wasserbecken im halbkreisförmigen Ende der vorher durchwanderten Schlucht stürzt. Die Felswände sind dicht bewachsen und ganz oben wachsen Palmen und andere Bäume.

Nachmittags waren wir zurück am Schiff. Eigentlich hatten wir geplant, noch abends auszulaufen, aber erstens hatten wir noch nicht ausklariert und zweitens hatte sich Sibylle am Knie verletzt, so dass wir die Nacht hindurch doch noch hier bleiben wollten. Zum Abendessen hatten wir von unserem Ausflug Brotfrüchte mitgebracht. Die Brotfrucht ist etwa so groß wie eine Melone, sie wird geschält, die Seele entfernt, in Stücke geschnitten und gekocht. Sie schmeckt wie eine Mischung aus Kartoffeln und Knödeln.

Am Freitagvormittag ging es dann endlich wieder weiter. Zwischen den Bergen der Prince Rupert Bay wehte es mächtig hinaus und mit Großsegel und Fock kam die „Freydis“ endlich mal ins Laufen: teilweise 9 kn Fahrt! In Lee von Dominica war der Wind insgesamt aber schwach und unregelmäßig, aber der Seegang hielt sich noch in Grenzen. Zwischen den Inseln ging es dann aber zur Sache. Konstante 5 Windstärken und hohe Atlantikdünung, aber der strahlende Sonnenschein und die warme Luft machten das Segeln zu einem einzigen Vergnügen. An den Seegang musste man sich allerdings erst gewöhnen. Dieter hatte sich vorsichtshalber ein Pflaster hinters Ohr geklebt und hatte auch keine Probleme. Bei Silke nützte das Wundermittel aber nichts, sie wurde ziemlich seekrank.

Als ich am Ruder stand sah ich plötzlich steuerbord voraus, etwa zwei Schiffslängen entfernt, dass die See unruhig wurde. Im nächsten Moment sahen wir, dass dort ein großer Wal auftauchte. Deutlich konnten wir jetzt den braunen Rücken des Meeressäugers im unruhigen Wasser nur knapp fünf Meter neben dem Schiff sehen. Direkt hinter dem Schiff tauchte der Wal wieder ab. Das geschah so schnell, dass gar nicht alle Crewmitglieder den Wal zu Gesicht bekamen. Wir schätzten ihn auf eine Länge von ungefähr 10 m.

Ursprünglich wollten wir von Dominica direkt nach St. Anne im Süden Martiniques segeln, aber am Spätnachmittag kam Jürgen besorgt an Deck und meinte, Sibylle ging es nicht gut. Ihr Gesicht war schon morgens etwas aufgedunsen gewesen und das hätte sich eher noch verschlimmert. Jürgen befürchtete ein Nierenversagen und wollte sie nach Fort de France ins Krankenhaus bringen lassen, um sie einen Tag unter ärztlicher

Beobachtung zu haben. In dieser Situation war ich sehr froh, dass wir so viele Ärzte an Bord hatten, die wussten, was zu tun war. Entsetzt war ich allerdings darüber, dass wir von den zwei Arztkoffern, die sich laut Stauplan an Bord befinden sollten, nur einen fanden. Der zweite, wichtigere Koffer, blieb unauffindbar!

Fort de France ist gut befeuert, so war das nächtliche Einlaufen einfach. Etwas problematisch war es allerdings, sich zwischen den vielen ankernden Yachten im Dunkeln noch einen vernünftigen Platz zu suchen. Jürgen, Dieter und Gertraud brachten Sibylle sofort ins Krankenhaus. Eigentlich wollten sie Sibylle am Samstagmittag wieder mit dem Befund abholen, aber als wir vormittags zum Einklarieren und Einkaufen an Land gingen, stand Sibylle schon wieder frisch und munter vor uns auf der Pier. Sie war vom Krankenhaus zu Fuß zum Hafen gegangen, wartete schon seit zwei Stunden, dass jemand von uns sich an Land blicken ließ und da stand sie nun, froh wieder da zu sein und ein wenig unsicher, weil es ihr furchtbar peinlich gewesen war, dass wir ihretwegen nach Fort de France hinein mussten.

Das Einklarieren war wieder unproblematisch. Schwierig war es wieder, Franc eingetauscht zu bekommen. Ich war zu einer Zweigstelle der „Crédit Agricole“ gegangen. Die waren aber wohl gerade am Umbauen oder am Umziehen, jedenfalls gab es dort kein Geld. Fünzig Meter weiter die Straße hinunter ging linker Hand eine kleine Gasse hinein und unter der Treppe zu einem Restaurant war ein Tresen eingebaut, an dem eine dunkelhäutige Schönheit saß und Geld tauschte.

Bis mittags hatten wir eingekauft und einen Stadtbummel gemacht und da wir bei Helligkeit von hier nicht mehr bis St. Anne kommen würden, blieben wir noch bis zum nächsten Tag hier. Nachmittags lief die „Wind Star“ ein. Einer der drei neuen, in Frankreich gebauten, Segel-Kreuzfahrtschiffe. Der Rumpf war zwar nicht besonders elegant, aber das Rigg (Viermast-Stagesegelschoner) war im Gegenlicht des Sonnenuntergangs beeindruckend. Abends machten wir alle gemeinsam einen Bummel durch die Stadt. Tobte hier mittags noch das Leben, so waren um 20:00 Uhr die Bürgersteige schon hochgeklappt. Die Fenster der Geschäfte waren mit feisten Jalousien verrammelt, wie in Amsterdam, jede Menge Müll auf den Straßen und kaum Menschen zu sehen. Einziges Highlight war ein Bäcker, bei dem wir einige Leckereien versuchten und unvergesslich wird der Besuch der Bar bleiben, in der wir zu astronomischen Preisen grauenhafte Drinks vorgesetzt bekamen. Ziemlich bald trafen wir uns in unserem Cockpit wieder und mixten eigene Drinks.

Am Sonntagmorgen ging es in Richtung St. Anne weiter. An der Tankstelle füllten wir unsere Trinkwassertanks auf und kauften Benzin für die Außenborder nach. Wieder bestes Karibikwetter, Sonne und Wind satt. Bis zum „Diamantenfelsen“ an der Südostecke Martiniques ging es recht flott, aus den nächsten zehn Meilen bis nach St. Anne machten wir Dank der überragenden Segeleigenschaften unseres schweren

Hochseekreuzers glatt die doppelte Strecke. Am Horizont sahen wir auf einmal die Schwanzflosse eines Wals, die das Wasser peitschte. Einmal, zweimal, dreimal schlug der Wal mit der Flosse aufs Wasser, dass es nur so spritzte, dann war er wieder verschwunden.



FREYDIS vor St. Anne

Endlich waren wir vor St. Anne angelangt und zwischen dem Club Méditerranée und dem Ort fiel auf 3½ Meter Wasser der Anker. Die erste Tat, ab ins Wasser und Haare waschein, ein wenig schwimmen. Dann Tee trinken und später noch mal in den Ort, um eine Kleinigkeit einzukaufen. Die Abende endeten meist schon früh, gegen 22:00 Uhr waren wir meistens in der Kojе verschwunden.

Der Montag war wieder ein herrlicher Urlaubstag. Baden, Schnorcheln, mit dem Schlauchboot die Umgebung erkunden, Surfen, Sonnen, Gammeln. Ganz in der Nähe unseres Ankerplatzes war ein kleines Riff, an dem wir mit dem Schlauchboot ankerten. Der Pflanzen- und Fischreichtum war wieder umwerfend. Andere Leute gehen Hand in Hand spazieren, Silke und ich schnorchelten händchenhaltend durch dieses überdimensionale Aquarium. Später machten wir mit dem Beiboot einen Ausflug in das Hurricane Hole, vorbei am Club Méditerranée, mit den vielen rotgeglühten Urlaubern am Strand, Jollenseglern, Surfern und Wasserskifahrern. Nachmittags fuhren wir zu einem größeren Einkauf in die Stadt. Brot, Getränke, Tomaten, Fleisch, Käse, Eier und andere Kleinigkeiten, und vor allen Dingen: Postkarten!

Über 40 Adressen hatte ich mit, und alle, alle erwarteten eine Karte aus der Karibik. Bei dem Super Wetter hier hatte ich aber partout keine Lust zum Schreiben, eine Karte schickte ich an Christine, vierzehn andere Karten wurden bis zum Rückflug nach Paris bei Seite gelegt, der Rest ersatzlos gestrichen. Null Bock!

Zum Sun downer trafen wir uns an Land in einer Bar und probierten einige Fruchtsaftcocktails und Pinacolada.

Vor dem Frühstück fuhren wir am nächsten Morgen noch mal ins Städtchen, um ein paar Bilder zu machen, zu telefonieren und um auszuklarieren. Ausklariieren war aber nicht. In der Verwaltung fühlte sich niemand dafür zuständig und die Polizei konnte das auch

nicht, sondern verwies uns an den Zoll im nächsten Ort. Soviel Ehrgeiz wollten wir aber doch nicht entwickeln und beschlossen, ohne weitere Formalitäten auszureisen. Zunächst wollten wir sowieso noch an den schönsten Strand in der Karibik, an den Place de la Salines zwei Meilen südlich von St. Anne. Ein Strand, wie man ihn sich schöner kaum vorstellen kann. Karibikblauer Himmel, Sonnenschein, 4-5 Windstärken zur Kühlung, türkisfarbenes glasklares Wasser und ein Palmen gesäumter Strand mit feinstem Sand.



Place de la Salines

Nachmittags ging es wieder Anker auf. Bei unsteten Windbedingungen segelten wir zunächst mit Fock und Großsegel, ab nächstem Morgen auch mit Blister an St. Lucia und St. Vincent vorbei in Richtung Bequia.

Silke war wieder seekrank, kam aber schon wesentlich besser damit zu Recht und nahm die Sache mit Humor. Als es dunkel wurde legte sie sich in die Koje und schlief dort die ganze Nacht hindurch ausgezeichnet. Zum Frühstück stand sie kurz auf, traute sich aber noch nicht, auch den Rest des Tages an Deck zu verbringen, da es ja liegend so gut funktioniert hatte. Am Mittwochnachmittag bogen wir in die Admiralty Bay von Bequia ein. Fast 24 Stunden hatten wir für die 90 Seemeilen gebraucht – bei dem schlaffen Wind war halt nicht mehr drin gewesen.

Ungefähr einhundert andere Yachten lagen hier vor Anker, reiche und arme Blauwassersegler, viele amerikanische Yachten und eine Reihe moderne Charterschiffe. Das Einklarieren war wieder sehr interessant. Der erste Beamte benötigte eine handgeschriebene Crewliste, der nächste nimmt gnädigerweise die vorbereitete Liste in Empfang. Die Stempel werden mit Akribie gesetzt, Unterschriften werden gemalt, Namen und Nummern der Pässe werden sorgfältig abgehakt. Allerdings entgeht der angestregten Kontrolle der Unterschied zwischen Silke und Heiner, bis wir den gemütlichen Beamten auf seinen Irrtum hinweisen.

Die Einheimischen sind hier besser gekleidet als auf Dominica, sind freundlicher, nicht so aufdringlich. Wiederum werden hier Geschäfte angeboten, man kann Früchte und Schmuck kaufen. Abends kam eine ganze Familie vorbeigerudert und bot Schiffsmodelle an. Direkt am Hafen befindet sich ein Markt, außerdem gibt es mehrere Supermärkte. Die

Preise bewegen sich im normalen Rahmen. Günstig sind die Drinks im Frangipani Hotel direkt an der Promenade.

Am Donnerstagmorgen wollten alle noch mal an Land, nur Achim, Silke und ich blieben an Bord, weil uns zu viele Touristen an Land waren. In der Bucht ankerten inzwischen nämlich noch drei Kreuzfahrer, die „Wind Star“, die wir schon in Fort de France gesehen hatten, die deutsche „Berlin“ und die „Azur“ aus Panama, und kippten schon seit den frühen Morgenstunden Touristen an Land.



Walfangboote auf Bequia

Mittags gingen wir wieder Anker auf und verließen die überfüllte Admiralty Bay. Nächstes Ziel war die Friendship Bay im Süden von Bequia. Eine Stunde vor dem Wind in Richtung Westen, am West Cay wieder an die Kreuz und gut zwei Stunden später waren wir da. Mit uns lagen nur noch vier andere Yachten in der Nordostecke der Bucht vor dem Hotel. Schnell den Anker ins Wasser geschmissen und hinterher gejumpt. Das war wirklich angenehm, das man ohne zu zaudern ins warme Wasser springen und eine Runde baden konnte. Nach dem Sonnenuntergang machten wir einen Spaziergang am Strand und gönnten uns hinterher noch einen gemeinsamen Drink an der Bar des Hotels.

Zurück an Bord fing Jürgen wieder seine Diskussion über Weltuntergang an. Ausgehend von seiner persönlichen beruflichen Unzufriedenheit, den Frust über das Anspruchsdenken seiner Patienten und deren Angehörigen im Speziellen und der Menschheit im Allgemeinen entlud sich schon bald wieder der Ärger über Umweltverschmutzung und Kernenergie. Seine Argumentation war wieder sehr persönlich und scharf geführt und richtete sich im wesentlichen gegen Heiner, der bei der Gesellschaft für Wiederaufbereitung in Karlsruhe beschäftigt ist. Vorher hatte Jürgen zwar noch auf das Halbwissen seiner Patienten geschimpft, das hielt ihn jedoch nicht davon ab, in der gleichen Weise gegen die Kernenergie zu polemisieren. Die Argumente waren wörtlich die gleichen, wie vor gut einer Woche, die Diskussion drehte sich im Kreis und es war zu befürchten, dass sie zu nichts weiter führen würde, als zu einem Riesenkrach. Irgendwann platzte mir der Kragen und ich forderte ihn auf, mit diesem wenig ergiebigen Austausch von Argumenten aufzuhören.

So wichtig eine Diskussion über solche brisante Themen auch ist, dieser aggressive Stil ist in einer kleinen, begrenzten Gruppe, die noch vierzehn Tage auf einer kleinen Yacht miteinander auskommen soll, mit Sicherheit nicht angebracht. Das Jürgen dieses Problem scheinbar nicht erkannte, enttäuschte mich ein wenig. Nachdem ich genervt in die Koje gegangen war, versuchte Achim die Diskussion wieder in sinnvolle Bahnen zu lenken und die Gemüter zu beruhigen. In dem Moment war ich froh, dass er dabei war. Als „Bordpsychologe“ hatte Achim doch erheblich mehr Eignung und Geduld als ich!

Später in der Nacht mussten wir noch ein Schlafanzugmanöver fahren und das Schiff verholen, weil der Wind gedreht hatte und uns auf die Steine am Ufer drücken wollte. Selbst Schuld, Kapitän, wer zu faul ist, auf tieferem Wasser zu ankern, muss halt gelegentlich im Schlafanzug an der Ankerkette zerren.

Am nächsten Morgen um 08:00 Uhr noch ein Spaziergang zu den Walfangbooten am Palmenstrand entlang, dann ging es Anker auf in DIE KARIBIK, wie Folkmar sich ausgedrückt hatte: ins Horse Shoe Reef der Tobago Keys.

Wir hatten wieder so daddeligen Wind, dass wir endlich mal auf die Genua 3 wechselten. Auch irgendwie wieder „Freydis“-typisch, das Schild am Segelsack mit der Aufschrift Genua 2 war durchgestrichen, verbessert auf Genua 1, im Sack allerdings war die Nr. 3!

Nachmittags bogen wir um den Baleine Rock ins Horse Shoe Reef ein. Starke Brandung auf dem Außenriff, kristallklares ruhiges Wasser über türkisfarbenen Grund hinter dem Riff. Vor Petit Rameau ankerte die „Sea Goddess“, einer der luxuriösesten und teuersten Kreuzfahrer, die derzeit auf den Weltmeeren unterwegs sind. Wir ankerten auf 3½ Meter Wasser südlich von Baradal. Es war ziemlich voll mit anderen Yachten, aber wir lagen in der ersten Reihe und hatten freien Blick nach vorne aufs Riff. Unglaublich, einfach unglaublich dieses saubere, warme Wasser und der weiße Sandgrund. Schon am Schiff waren jede Menge Fische zu sehen. Wieder Riesenschwärme von kleinen, fingerlangen Fischen, aber auch einige größere silbrigfarbene Fische waren dabei. Dieter war noch schnell bis ans Außenriff geschnorchelt und kam begeistert wieder. Ich war neugierig auf morgen! Abends verschwanden alle schon wieder früh in der Koje, heute hatte ich noch keine Lust und setzte mich noch ein Weilchen zu Achim aufs Deckhausdach.

Nach dem Frühstück kamen Einheimische vorbei und verkauften Brot, Eier, Früchte und Lobster. Brot und Früchte waren billig, die Eier teuer (DM 1,- pro Stück) und die Lobster sollten ungefähr DM 7,- pro Pfund kosten. Außerdem wurde wieder Schmuck angeboten und ich kaufte mir ein schönes buntes T-Shirt von den Tobago Keys.

Vormittags fuhr der erste Trupp ans Außenriff, um zu schnorcheln. Achim, Silke und ich blieben erst noch an Bord und fuhren ans Riff, als die Anderen wieder zurück waren. Bewaffnet mit Flossen, Schnorchel, Sonnenschmatze und Unterwasserkamera machten wir uns auf den Weg. Die Vielfalt von Fischen, Korallen und Pflanzen war noch einmal

größer, als wir sie bis jetzt erlebt hatten. Das Riff erstreckt sich halbkreisförmig mit gut einer Meile Durchmesser und ist zwischen 50 m und 100 m breit. Teilweise muss man sehr aufpassen. In dem Bereich, in dem sich die Atlantikdüne am Riff bricht, ist das Riff nur knapp vom Wasser überspült und durch die Strömung, die durch den Seegang entsteht, kann man hässlich gegen die Korallen gedrückt werden. Für das Riff hatte ich mir extra einen 400er Film aufbewahrt und der war dann auch in Null Komma Nichts vollgeknipst. Interessant war auch der Schwarm von Tausenden kleiner Fische, der an den Algen unseres Unterwasserschiffes weidete. Dieter machte ein paar Foto- und Filmaufnahmen vom Mast aus, Heiner und Sibylle fuhren noch einmal ans Riff und Silke und Achim übten sich noch ein wenig auf dem Surfbrett. Nachdem Achim jetzt erst zum dritten mal gesurft war, hatte er die Sache schon erstaunlich gut im Griff.



Schnorcheln am Horse Shoe Reef

Der zweite Tag am Horse Shoe Reef war genauso schön wie der erste Tag. Baden, Schnorcheln, Surfen, Gammeln...

Und immer wieder dieses Wasser, die Farben, die warme Luft, hier allein könnte man schon mehrere Wochen Urlaub verbringen, das gesamte Riff erkunden, sich auch mal an die Luvseite des Riffs wagen, am Strand grillen, andere Ankerplätze suchen. Nachmittags kam ein französisches Seglerehepaar vorbei und bot Hängematten zum Kauf an. Sie waren jetzt insgesamt seit sieben Jahren unterwegs, zuerst eine Weltumseglung, und seit 2½ Jahren hier im Raum Süd- und Mittelamerika unterwegs. Sie schwärmten von der venezolanischen Küste, an der es genauso schöne Stellen gäbe wie hier, aber dort wäre man dann das einzige Schiff!

Da Heiners Hängematte schon bei ihrem ersten Einsatz den Geist aufgegeben hatte, kaufte ich mir jetzt eine Neue.

Nachmittags zog von Westen her eine graue Wolke auf, ein gewaltiger Regenschauer kündigte sich an. Auf allen Yachten wurden Handtücher und Shampooflaschen zur großen Wäsche klargelegt – endlich eine kostbare Süßwasserdusche!

Zum Abendessen gab es Fisch. Vormittags hatten wir von Einheimischen einen mehrere Kilo schweren Zackenbarsch erworben, den Heiner fachgerecht filetiert hatte. Ausgezeichnet! Einer der kulinarischen Höhepunkte auf dieser Reise.

Am Montagvormittag ging es wieder weiter. Noch einmal sollte es gen Süden gehen. Mopion Island im Riffgürtel um Petit St. Vincent (PSV) war das Ziel. Für die Ansteuerung ging ich das erste Mal in den Mast (Augapfel Navigation), weil man von oben die verschiedenen Farbschattierungen des Wassers genauer sehen kann. Tiefes Wasser ist dunkelblau. Wird das Wasser langsam türkis, hat man Sandgrund und 4-8 m Wassertiefe. Korallen sind in der Tiefe dunkle, schwarze Schatten, gefährlich flach wird es, wenn die Korallen als olivgrüne Flecke zu sehen sind. Geht das olivgrün in ein grün-braun über, sind die Korallen nur noch einen halben Meter oder weniger unter der Wasseroberfläche.



Mopion Island

Bei Mopion liegt man sehr unruhig, aber man sollte die Insel unbedingt besuchen. Sie besteht nur aus feinem, weißen Sand, ist fast kreisrund und hat einen Durchmesser von vielleicht 35 m. Wenn man langsam geht, ist man in einer Minute rum. Mitten auf dieser Düne steht ein Sonnenschutz und darum herum hat man fünf Palmen angepflanzt, die zur Zeit aber erst 40 cm hoch sind. Irgendwie war es irrsinnig komisch, so eine kleine Insel! Jetzt kann man sich endlich vorstellen, wie sich ein Schiffbrüchiger aus den Witzblättern vorkommt. Mopion war der Wendepunkt der Reise, von nun an würde es auf Backbord Bug zurück nach Norden gehen.

Heute aber nur noch die drei Meilen bis Clifton Harbour auf Union Island. Die Reede ist auf zwei Seiten von Land begrenzt, auf der dritten (nach Westen hin) durch ein Riff und ist nach Süden hin offen. Mittendrin liegt noch einmal ein kreisrundes Riff, um das die ankernden Yachten herumdrapiert sind.

Wir hatten den Jockel für den Kühlschrank laufen lassen und als ich die Verkleidung des Motorraumes wieder anbauen wollte, schmiss ich mir das Riesens Brett auf den linken großen Zeh, der in sensationell kurzer Zeit dunkelblau wurde. Dr. Jürgen meinte punktieren, aber Dr. Dieter und Dr. Gertraud rieten davon ab und ich hielt auch nichts von glühenden Nadeln in der Nähe meines Zehs, und daher blieb der Nagel ganz.

Im Clifton Harbour Hotel direkt am Hafen genehmigten wir uns einige Drinks. Rumpunsch, Bloody Mary, Hurricane David, Sundowner, Hurricane Allen und Whitehouse waren die klangvollen Namen der Getränke. Um 20:00 Uhr sollte ein „Jump Up“ mit Steelband und so beginnen, und vorher wollten wir noch eine Kleinigkeit essen. Das Buffet im Restaurant sollte EC 50,- kosten. Wie wir später sahen, wäre es das auch wert gewesen, aber wir wollten lieber probieren, im anderen Hotel des Ortes etwas billigeres zu bekommen. Dort gab es auch „nur“ ein Buffet, aber wir konnten den Küchenchef überreden, uns für EC 10,- pro Person ein gebratenes Hühnerbein mit etwas Salat zu servieren.



Haie im Hotel-Pool

Zurück im Clifton Harbour ging es aber richtig los. Noch ein Planters Punch und dann konnte ich bei den heißen Klängen der Steelband trotz des blauen Zehs wirklich nicht mehr still sitzen. Die Tanzfläche war bald gut gefüllt, aber man hatte immer noch genügend Platz, um herumzuhopsen! Spannend war der Rückweg zum Dinghi über die Mauer, die den Seewasserpool begrenzte: dort tummelten sich zur unserer Freude einige große, dicke Haie!

Am Dienstag war mal wieder Großeinkauf angesagt. In den Tobagos hatten wir nur Früchte, Fisch, Brot und Eier kaufen können, und uns waren inzwischen Getränke, Butter, Milch, Kartoffeln und Marmelade ausgegangen. Den Vormittag verbrachten Heiner, Achim, Silke und ich mit Geld wechseln und einkaufen. In der Bank lernten wir eine junge deutsche Lehrerin aus Lübeck kennen. Sie hatte sich zwei Jahre Urlaub genommen und hatte den Atlantik auf einer spanischen Yacht überquert. Seit Herbst hatte sie die Antillen bereist und gejobbt, wo sich die Möglichkeit bot. Zur Zeit hoffte sie, einen Job bei einem Entwicklungshilfeprojekt zu bekommen.

Gertraud und Dieter fanden, wir hätten tollen Wind zum surfen und wir beschlossen, noch bis zum nächsten Morgen hier zu bleiben. Dieter schnappte sich ein Brett und surfte die eine Meile bis Palm Island hinüber. Man läge dort etwas ruhiger, berichtete er, und die Insel wäre sehr viel gepflegter als Union Island. Amerikaner haben Palm Island für 99 Jahre gepachtet und dort ein luxuriöses Hotel errichtet. Hinter dem sauberen, gepflegten

Strand stehen Palmen, weiter in Richtung Inselinneres geht die Vegetation in englischen Garten über.



Palm Island

Mittlerweile waren wir fast drei Wochen unterwegs und mussten uns Gedanken machen, wie wir den Rückweg gestalten wollten. Dieter wollte gerne noch nach Grenada, Jürgen nach Antigua, aber für beide Ziele hatten wir schon zu viel Zeit vertrödeln, wenn wir wieder pünktlich auf Guadeloupe sein wollten. Sicherheitshalber wollten wir 72 Stunden vor dem Abflug unsere Flüge bestätigen lassen. Freunde von Dieter hatten ihr Flugzeug nämlich schon mal abfliegen sehen, weil sie die Rückbestätigung verpennt hatten, und Heiner konnte sich keine Verspätung leisten. Also planten wir für den nächsten Tag ein zweites Mal die Admiralty Bay auf Bequia ein, dann zur Marigot Bay und nach Castries auf St. Lucia und über die Ille de Saintes zurück nach Point au Pitre.

Auf dem Weg nach Bequia am Mittwoch hatten wir richtig tollen Wind, mussten zur Genua 3 aber ein Reff ins Großsegel stecken, weil das Schiff trotz geringer Krängung sehr luvgerig war. Im Durchschnitt segelten wir knapp über 5 kn, was für ein Geschwindigkeitsrausch!

In der Admiralty Bay von Bequia kamen wir uns gleich wieder heimisch vor. Von den Ankerplätzen mit einer Ortschaft war dieser der Angenehmste. Freundliche Atmosphäre an Land, gute Versorgungsmöglichkeiten und das Flair der Blauwassersegler in der von Yachten überfüllten Bucht. Nach dem Sonnenuntergang gingen wir, diesmal alle zusammen, ins Frangipani Hotel und genehmigten uns einen Sundowner.

Am Donnerstagvormittag hatten wir noch etwas Zeit, im Ort herumzuschlendern und letzte Einkäufe zu erledigen. Wir wollten erst nachmittags auslaufen, und die Nacht hindurch die 65 Meilen bis zur Margot Bay auf St. Lucia absegeln. Eigentlich müssten wir am nächste Morgen dort ankommen...

Mittags gingen wir aber noch an Land eine Pizza essen. Das Restaurant hatte uns ein Segler empfohlen, den wir in den Tobago Keys kennen gelernt hatten. Von dort hatten wir einen schönen Blick auf die Bucht und die Pizzas waren riesengroß und schmeckten hervorragend. Das Restaurant war gleichzeitig auch ein Bäcker, und das merkte man dem

Pizzateig auch an. Für Nachfolger: Eine 9 Zoll Pizza reicht für eine, die 13 Zoll Pizza für zwei Personen. Wer viel isst, schafft auch die 20 Zoll Pizza zu zweit, aber man muss schon sehr ausgehungert sein.

Voll gefressen wankten wir zur „Freydis“ zurück und zwei Stunden vor Sonnenuntergang liefen wir aus. Bis St. Vincent liefen wir mit einem guten Schrick in den Schoten relativ schnell, dann ging es hoch an den Wind. Trotz Maximalbesegelung reichte der Wind nicht aus, um unseren schweren Hochseekreuzer auf mehr als 2 kn zu beschleunigen. Nicht genug, dass es so jämmerlich langsam voran ging, jetzt an der Kreuz konnten wir die Luken nicht zur Lüftung offen stehen lassen und die Freiwache kochte im eigenen Saft in der Koje vor sich hin. Entweder man konnte gar nicht erst einschlafen und kam nach vier Stunden gerädert an Deck, oder man wachte mit einem mächtigen Brummschädel wieder auf.

Die Nachtsegelei hatte aber noch den psychologischen Vorteil, dass man nicht direkt sah, wie langsam wir fuhren!!

Rekord in dieser Nacht: elf Seemeilen in vier Stunden...

Nach Sonnenaufgang bekamen wir wieder etwas mehr Wind und wir kreuzten mit 3-4 kn weiter in Richtung Marigot Bay. Tagsüber war es an Deck sehr angenehm, Bekleidung nur die Badehose und von Zeit zu Zeit eine Ladung Sonnenschmatze. Trotzdem war es nicht das erwartete Segelvergnügen, mit 3-4 kn dahinzuzockeln, und das war wohl auch der Hauptgrund für unsere Faulenzersegelei. Im nachhinein würde ich aber sagen, es hatte sich gelohnt, relativ wenig zu segeln und etwas mehr zu sehen bzw. zu faulenzten.

Nachmittags riss ein Steuerseil der Radsteuerung. Wir hatten gerade im gleichen Moment gewendet und gar nicht sofort gemerkt, was passiert war, aber hier auf der „Freydis“ ist ja die Notpinne fest montiert, es muss nur noch die Pinnenverlängerung aufgesteckt werden. Leider hatte die Notpinne etwas viel Spiel, so dass man ganz in Luv am Seezaun sitzend die Pinne unter dem Kinn festklemmen musste, um Kurs zu halten. Nach 25¹/₂ Stunden liefen wir kurz vor Sonnenuntergang in der Marigot Bay ein.

Es war zwar nicht ganz so, wie ich es mir vorgestellt hatte, aber dennoch wunderschön. Eine tiefe Bucht, auf zwei Seiten von höheren Bergen umgeben, Palmen am Ufer und auch Palmen auf einer schmalen Landzunge, die die Bucht nach Westen hin abschirmt. Womit ich nicht gerechnet hatte, war die große Anzahl von Yachten und die Steganlage der Charterfirma „Moorings“ im Süden der Bucht und auf der Landzunge. Folkmar hatte uns zwar geraten, bleibt draußen, innen rührte sich kein Lüftchen, aber nachts merkten wir in diesem „Lüftchen“, wie der Anker gelegentlich slippte. 20 m Kette auf 8 m Wasser war auch etwas knapp, aber in dem Gedränge hatten wir nach achtern keinen Platz mehr, um noch mehr Kette zu stecken.

Alle möglichen Leute hatten uns vor den strengen Einklarierungsbeamten auf St. Lucia gewarnt, aber Customer Owen Scotland war ein netter älterer Herr mit Glatze und angegrauten Bartspitzen. Während er ein anderes Schiff einklarierte schimpfte er über die Jugend, er selbst hatte vier Kinder. Irgendwie fand ich das niedlich, es ist ja wohl auf der ganzen Welt das Gleiche! Zwischendurch brachte ein Mitarbeiter das Telefon ins Zimmer, wollte es auf den Stuhl neben den Schreibtisch stellen, ließ es aber versehentlich fallen. Mr. Scotland schüttelte den Kopf, jedoch ohne aufzublicken. Der Mitarbeiter nahm prüfend den Hörer ans Ohr und meinte, das Telefon würde noch funktionieren, „... even better than before!“ (... sogar besser als vorher!). Später klingelte das Telefon, das Gespräch war aber für Colonel Miller. Mr. Scotland rief ihn mehrmals mit lauter Stimme, denn er musste das Radio übertönen, in dem gerade während der Kinderstunde „Peterchen und der Wolf“ zu hören war. Nachdem wir abgefertigt worden waren, verabschiedete Mr. Scotland uns mit seinem freundlichsten Lächeln, Silke war im roten T-Shirt und weißen Shorts mit zum Zoll gekommen.

Beim Einkaufen freuten wir uns aber doch über den Charterstützpunkt von Moorings. Der Store hatte sieben Tage in der Woche geöffnet, man kann mit Visa oder American Express Plastikgeld bezahlen, und es gibt alles erdenkliche zu kaufen, was man an Proviant benötigt. Jürgen, Sibylle, Dieter und Gertraud machten einen Ausflug an Land, Heiner und Achim reparierten die Steueranlage. In der Rudersäule war die Verbindung zwischen Kette und Seil gerissen und die Reparatur war etwas knifflig. Ich hatte anscheinend einen leichten Sonnenstich oder so, und lag mit einem nassen Sonnenhut auf dem Kopf etwas angeschlagen unter Deck.

Bis zum Sonnenuntergang war die Reparatur beendet und mir ging es auch wieder etwas besser. Achim, Silke und ich fuhren hinüber zum Doolittle's Restaurant und probierten als Sundowner einen Fruit-Punch. Für meinen Brummschädel war das genau das Richtige, eine Mischung aus verschiedenen Fruchtsäften, ohne Alkohol, aber mit viel „crushed ice“!



ASHANTI of SABE vor der Margot Bay

Zum Abendessen war ursprünglich geplant, gemeinsam im Doolittle's Essen zu gehen, aber bei den Preisen war die Begeisterung für diese Idee teilweise stark geschrumpft. Wir

aßen daher an Bord und fuhren dann hinüber ins Hurricane Hotel, von dem laute Steelbandklänge zu uns hinüberschallten. Die Musik war zwar nicht so mitreißend wie auf Bequia, aber Heiner und Silke legten trotzdem eine heiße Sohle aufs Parkett, dass uns fast die Augen aus dem Kopf fielen. Soviel Sportlichkeit hatte Heiner wohl niemand zugetraut. Und ich wusste nun, dass ich noch ein wenig Tanzen lernen muss, wenn ich mit Silke zu Hause mal irgendwo ausgehen will.

Am Sonntagvormittag nutzen wir noch einmal ausgiebig den Store der Charterbasis zum letzten Großeinkauf. Im Vorschiffsbereich der „Freydis“ waren große Placken roter Farbe abgeplatzt, die wir jetzt endlich mit einem roten Edding „verschönten“. Einen Fleck verwandelte Silke in einen Frauenkopf, aus dem zweiten grüßte Hägar der Wikinger mit einem Krug Bier und in den dritten Fleck kam die Aufschrift „Spitzbergen – Karibik – Grönland 1988“, die von vielen vorbeifahrenden Seglern kopfschüttelnd zur Kenntnis genommen wurde...

Gegen Mittag liefen wir in Richtung Castries aus. Den Kurs konnten wir gut anliegen, aber mit Genua 3 und Großsegel war die „Freydis“ wieder so luvgierig, dass wir nach kurzer Zeit das Großsegel ganz bargen. In Castries drehten wir zunächst einen Kreis im Industriefafen, warfen dann noch einen Blick in den Yachthafen, aber beides war nicht sehr überzeugend und wir motorten weiter in die Bucht direkt nördlich von Castries. Irgendwer hatte uns Castries so sehr empfohlen, aber die palmengesäumte Bucht mit Sandstrand war viel schöner. Am Sonntagnachmittag tummelten sich viele Einheimische am Wasser, weiße Touristen waren kaum zu sehen. Wir jumpten auch gleich ins Wasser und badeten eine Runde.

Dieter und Heiner schnallten ihre Flossen um und schwammen zum Strand. Achim, Gertraud, Silke und ich fuhren mit dem Dingi an Land und machten dann zusammen einen Spaziergang am Strand entlang. Später fuhren Heiner, Achim und ich zur „Ratteninsel“ vor der Küste und setzten Jürgen und Sibylle auf dem Hinweg vor dem Hotel am Strand ab.

Während wir die verlassene Insel erkundeten, hatten Jürgen und Sibylle auch ein interessantes Erlebnis. In der Bar des Hotels hatten sie zwei Drinks bestellt und auch schon serviert bekommen. Jürgen zückte sein Portemonnaie und wollte bezahlen, bekam aber vom Barkeeper zur Antwort, das sei so in Ordnung so. Beide waren mit ihren Drinks schon auf dem Weg zu einem Tisch, als eine Hotelmanagerin angerauscht kam und fragte, ob sie etwa keine Gäste wären, sich die Drinks schnappte und in den Ausguss kippte.

Keine Drinks für umhervagabundierende Segler in diesem Hotel!

Auf der Ratteninsel landeten wir am einzigen, etwa 20 m langen Strand und kletterten zu den verlassenen Häusern hoch. Die einzigen Bewohner der Insel waren einige Hühner und eine kleine Herde Schafe oder Ziegen, so genau ist das hier nicht zu erkennen (Schafe

haben kein Fell). In einem der Häuser fanden wir ein altes Aufnahmebuch aus dem hervorging, dass es sich bei den Gebäuden wohl um eine alte Quarantänestation handelte. Am Strand sammelten wir Bruchstücke von Korallen und Schneckengehäuse als Mitbringsel ein, während Kokosnuss-Achim eine Nuss zertrümmerte, die bereits gekeimt hatte. Der Hohlraum, der sonst mit Flüssigkeit gefüllt ist, bestand bei dieser Nuss aus einer weißen, watteartigen Masse, die nach Kokos schmeckte. Ich fand diesen Inhalt sogar noch besser als normales Fruchtfleisch, weil es nicht so fest und nicht so furchtbar trocken war.

Vormittags gingen wir Anker auf zum letzten Teilstück. Von Castries sollte es direkt zurück zu den Ille de Saintes gehen, dann am nächsten Tag nach Pointe au Pitre. Der Wind war zunächst gut, und um die Hitze unter Deck nicht zu groß werden zu lassen, hatten wir zunächst das Salonluk zum Lüften offen gelassen. Prompt brach sich eine Welle am Vorschiff, wusch über das Deck und setzte Silkes und meine Koje an Backbord Seite unter Wasser. Zum Glück hatten wir wieder meinen Schlafsack als Bettlaken benutzt, so war das Polster darunter trocken geblieben.

Auf den Seestrecken zwischen den Inseln fuhren wir nur die Genua 3 und erreichten damit einen Durchschnitt von fünf bis sechs Knoten, in der Abdeckung der Inseln setzten wir das Großsegel dazu, kamen dann aber noch höchstens auf drei Knoten Fahrt. Wir passierten die Inseln dicht, weil wir tagsüber etwas sehen wollten und weil wir auch keine Höhe verschenken wollten. Auf dem weg nach St. Lucia hatten wir St. Vincent in einem Abstand von fünf Meilen passiert, hatten auch nicht besseren Wind gehabt, dafür aber eine zusätzliche Kreuz von 25 Seemeilen. Darauf konnten wir dann auch verzichten!

Am nächsten Morgen waren wir bereits halb an Dominica vorbei, als die Steuerung wieder ausfiel. Das Ruder blockierte ab einer bestimmten Stellung. Zunächst war noch ein Bereich von etwa Bb. 15° bis Stb. 20° nutzbar. Wir versuchten es einige male mit Gewalt, aber nur mit dem Erfolg, dass sich das Ruder nun nur noch von Hart Steuerbord bis Stb. 5° legen ließ!

Gut, dass wir noch in der Abdeckung Dominicas herumtrieben. Heiner war der Meinung, der Fehler läge in der Steuersäule, ich vermutete den Fehler irgendwo am Ruderquadranten in der Achterpiek. Nach über einer Stunde Bastelei hatten wir zwei mögliche Fehlerquellen lokalisiert: ein hakender Bolzen in der Steuersäule und ein fünf Zentimeter langes aufgedröseltes Stück Steuerseil, das sich mittlerweile an einer äußerst unzugänglichen Stelle zwischen zwei Umlenkrollen festgeklemmt hatte. Zum Glück war noch ein altes Stück Steuerseil als Reserve an Bord. Der Einbau war ziemlich knifflig, außerdem waren einige Umlenkrollen so angeknabbert und ausgeleiert, dass das Steuerseil sofort wieder von der Rolle sprang, wenn es nicht ausreichend gespannt war.

Nach vier Stunden Reparatur waren wir wieder unterwegs, hatten auch bald Dominica hinter uns und liefen zur Teezeit in die Ille de Saintes ein. Am ersten Ankerplatz hielt der

Anker nicht, am zweiten Platz zwischen den anderen ankernden Yachten war es scheinbar etwas besser.

Achim war der erste, der Baden gegangen war, aber er kam sofort mit einem Entsetzensschrei wieder zurück an Deck gejumpt. Ein Schwarm kleiner Fische hatte ihn angefallen und begonnen, ihn anzuknabbern. Komischerweise waren die Fische nur hinter Jürgen, Achim und Silke her, wir anderen blieben verschont.

Jürgen hatte Fieber und blieb mit Sibylle an Bord, während der Rest der Crew nach Sonnenuntergang noch mal in den Ort fuhr. Wir fanden sogar einen geöffneten Supermarkt und kauften einige Kleinigkeiten ein. An Bord hatte heute bisher niemand Lust gehabt zu kochen, und wir entschieden uns, hier im Ort ein Menü in einem kreolischen Restaurant zu versuchen.

Als Vorspeise wählten die meisten einen Salat, Achim gebackene Auberginen und Heiner und ich ein Gericht, das Gertraud mit „Fischkuchen“ übersetzte. Als Hauptgericht waren Ragout vom Hohn, vom Lamm oder von der Lambi (eine karibische Muschelart) oder ein Schweinekotelett zu haben. Als Beilagen dazu probierten wir Gratin von der Brotfrucht, Christophinen oder Malangen aus und als Dessert hatten wir flambierte Bananen bestellt.

Nach dem Essen noch eine böse Überraschung, man wollte doch nicht, wie vorher zugesagt, die Visa Karte akzeptieren. Das Gerät sei defekt, erklärte man uns. Also warfen wir alle unsere Franc zusammen, um das Essen zu bezahlen und es reichte gerade eben, 65 Centimes waren zum Schluss übrig geblieben, umgerechnet keine 20 Pfennige!

Die zweite böse Überraschung erwartete uns an Bord, die „Freydis“ lag nicht mehr an ihrem Platz, sondern war um etwa 30 m nach Lee vertrieben. Also den Anker wieder hoch und an anderer Stelle noch einmal mit mehr Kette geankert.

Am nächsten Morgen lagen wir tatsächlich noch an Ort und Stelle, aber wir benötigten mit vereinten Kräften über eine halbe Stunde, um den verdammten Anker wieder hoch zu zerren. In den Saintes piff es ziemlich um die Ecken, so dass wir mal wieder die Fock 1 und das Großsegel einmal gerefft setzten. Unseren Sollkurs konnten wir gerade eben anliegen, aber Strom und Abdrift versetzten uns deutlich sichtbar nach Lee, dass wir den Motor zum Schieben mitlaufen ließen. Heute war wieder so ein Tag, an dem na sich an den Kreuzeigenschaften der „Freydis“ so richtig erfreuen konnte. Junge, Junge! Ohne Motor wären wir wohl heute noch unterwegs.

Kurz nach 17:00 Uhr liefen wir in den Yachthafen von Pointe au Pitre ein. Drei Tage hatten wir nun noch auf Guadeloupe Zeit, aber irgendwie war die Reise bereits jetzt zu Ende.

Die vier Wochen waren unheimlich schnell vergangen. Wir hatten wenig gesegelt, aber viel gesehen und neue Eindrücke gesammelt. Die ersten bunten Fische auf den Ille de Saintes, die Jetty Boys, der Indian River, die Inselrundfahrt und die ersten karibischen

Drinks auf Dominica, das bunte Treiben tagsüber und die verlassenenen Straßen abends in Fort de France, das gemütliche Örtchen St. Anne und der schönste Strand der Karibik, der Place de la Salines auf Martinique, und dann DIE KARIBIK im Horse Shoe Reef der Tobago Keys. Zwar voller Yachten, aber glasklares, türkisfarbenes Wasser, stetiger Wind, weiße Strände mit Palmen und die überwältigende Unterwasserflora und -fauna am Riff. Das kleine Mopion Island, die Düne aus weißem Sand, Union Island mit den Haien im Hotel-Pool, dem Flugplatz direkt am Hotel, der ersten Steelband und tollen exotischen Drinks. Bequia mit freundlichen Einheimischen, unheimlich vielen Yachten in der schönsten Bucht der Reise und der besten Pizza der Karibik. Als nächstes die berühmte Marigot Bay mit dem genauso berühmten Doolittle's Hotel, ein kreolisches Essen auf den Ile de Saintes und schon waren wir zurück auf Guadeloupe.

Ja, das war es in Kurzform.



Zurück auf Guadeloupe

Am Donnerstag gingen wir fast geschlossen zur Bank, um Geld zu tauschen, dann in den Supermarkt gegenüber zum Einkauf. Danach fuhren Gertraud, Dieter und Heiner zum Flughafen, um unsere Rückflüge bestätigen zu lassen und nachmittags machten wir Rein Schiff und räumten Vor- und Achterpiek auf.

Nachmittags kam Alois aus Erichs Crew vorbei. Er und Fräulein Schneider waren schon seit Montag hier und hatten sich in Gousier ein nettes Appartement gemietet. Der Alois machte einen lockeren Eindruck und hatte wohl auch schon viel gesegelt. Unter anderem Nordseewoche und Skagen Rund auf einer Swan 38. Dann würde er sich geschwindigkeitsmäßig aber etwas umstellen müssen, warnte ich ihn vor...

Wann Erich genau ankommen würde, wusste er leider nicht. Wir hatten vor, unsere Nachfolgecrew mit selbstkreierten Drinks zum empfangen, aber leider ließ sich bis 23:30 Uhr niemand an Bord blicken und wir verschwanden endlich todmüde in unseren Kojen. Auch am nächsten Morgen noch keine Spur von Erich, dafür stand nach dem Frühstück wenigstens das Ehepaar Meyerhencke, zwei weitere Mitsegler von Erich, vor der „Freydis“. Sie, Erich und Heidi wären gestern abend erst um Mitternacht eingeflogen und wollten uns nicht mehr stören, berichteten sie. Ganz in der Nähe, in Village Soleil hätten

sie ein Zimmer, würden nachher mit Erich frühstücken und meinten, Erich wolle nachher mal an Bord kommen, um sich das defekte Klo anzusehen.

Für uns war das etwas zu spät, wir machten uns schon um 09:00 Uhr mit unseren Mietautos auf zur Rundfahrt über Guadeloupe. An der Ostküste Bas Terres fuhren wir nach Süden und machten Stop an einem der großen Wasserfälle, am Chute du Carbet. Der Riesenwasserfall war auch wirklich beeindruckend, aber die so enthusiastisch beschriebene „Badewanne“ in unserem Freak-Führer war eher enttäuschend. Im Süden Bas Terres suchten wir uns lieber einen richtigen Strand zum Baden. Direkt an der Strasse nach Vieuxfort fanden wir hinter einer Reihe Palmen die richtige Stelle, herrlich feiner Sand, allerdings pechschwarz von der Vulkanasche, aber eine tolle Brandung von der Atlantikdüne lud zum Baden ein. Durch den dunklen Untergrund war das Wasser wesentlich wärmer als sonst, wir waren kaum wieder aus dem Wasser heraus zu bekommen. In den Außenbezirken der Hauptstadt Bas Terre hielten wir an einem Hotel direkt am Yachthafen und probierten einheimisches Eis. Guyave, Maracuja und Kokosnuss kann man nicht nur trinken, sondern auch prima als Eis essen. An der Westküste ging es nun wieder nordwärts und später quer über das Gebirge in Richtung Pointe au Pitre.



Vulkanstrand mit herrlicher Brandung

Als wir wieder zum Schiff kamen, waren unsere Nachfolger endlich eingetrudelt und unterhielten sich bereits angeregt mit Jürgen und Sibylle. Abends gingen wir zusammen mit Heidi und Erich noch mal in die Crêperie am Hafen, in der wir schon am Vorabend gegessen hatten. Es gab süße Crepes mit Konfitüren, mit Eis, Gran Marnier oder Schokoladensauce, herzhaftes Galettes mit Schinken, Pilzen und Käse, mit Meeresfrüchten oder auch mit Lachs, in einer Käsesauce mit Wodka flambiert!

Nach dem Frühstück stellten wir unser Gepäck an Deck und Erichs Crew begann, an Bord einzuziehen. Verkauf des übrig gebliebenen Proviantes, Reparatur der Toilette, neuer Proviant kam an Bord, wir wurden langsam überflüssig. Bis zum Abend gammelten wir an Bord oder im Hafen herum, dann ging es leider weiter in Richtung Flughafen.

22:30 Uhr startete unser Vogel. Der Rückflug kam mir viel kürzer vor, als der Hinflug, aber ich hatte auch viel mehr geschlafen. Leider auch während des neuen James Bond,

von dem ich nur Anfang und Ende mitbekam. Noch ein paar Stunden warten in Paris, dann der letzte Hopser bis Hamburg. Achims Bruder Andreas holte uns ab, seit vier Wochen regnete es hier, erzählte er uns. Kalter Wind, 4°C, Brrrr! Wo waren wir bloß wieder gelandet...

Uwe